



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lange, Edmund: Eine plattdeutsche Dichterin

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Mütter oder Großmütter aus dem Handelsstande haben, und zwar nicht durchweg arische, denen es die Familie verdankt, daß sie sich auf dem Gute halten konnte, daß jedoch dieser Wechsel dem Staate bis jetzt nicht das mindeste geschadet hat, da die radikalsten Liberalen (heute giebt es solche gar nicht mehr), sobald sie in den Besitz eines Ritterguts gelangen, eifrig konservativ zu werden pflegen (was die heutigen Kommerzienräte auch ohne Rittergut schon sind). Wäre aber die Meinung von der staatserkhaltenden Kraft der alten Familien richtig, so gäbe es kein ungeeigneteres Mittel, sie auf ihren Gütern zu halten, als hohe Getreidepreise, weil diese, wie wir gesehen haben, allemal einen lebhaften Güterhandel erzeugen. Roscher erzählt (System II, S. 373 der zwölften Auflage) von Niebuhr, dieser habe gemeint, daß unter hundert adlichen Gutsbesitzern schwerlich mehr als einer sei, der sein Gut nicht lieber einem Kerl, der im Zuchthause gegessen habe, verkaufte, als einem Vetter, wenn es ein hübsches Sümmchen Differenz gelte.\*)



## Eine plattdeutsche Dichterin



Im Jahre 1857 erschien eine Sammlung plattdeutscher Gedichte: *En por Blomen ut Annmariel Schulten ehren Goren* von A. W., herausgegeben von Fritz Reuter. Sie fand viel Anklang, wurde unter andern von Klaus Groth und R. Th. Gädertz warm begrüßt und erlebte in wenigen Jahren mehrere Auflagen. Die Dichterin ist also keine neue Erscheinung in der Schar unsrer Lyriker; wohl aber ist sie seit längerer Zeit mehr als billig in den Hintergrund getreten. Die Auswahl ihrer besten Schöpfungen, die Mary Möller vor zwei Jahren herausgegeben hat,\*\*) hat gewiß schon viele dankbare Leser gefunden; aber da sich die litterarische Reklame nach keiner Richtung dafür ins Zeug gelegt hat, so ist auch diese Auswahl noch nicht nach Verdienst bekannt geworden. Daß der eine und der andre plattdeutsche Rezitator gelegentlich einige der besten Gedichte vorträgt, wirkt nicht genug zu ihrer Verbreitung. So denke ich denn, die Leser der Grenzboten, die weniger auf das Modische als auf das wirklich Gute sehen, werden mir dankbar sein, wenn ich sie mit dieser Dichterin bekannt mache.

\*) Dieser Aufsatz ist das erste Kapitel einer Schrift über die Agrarkrise, die nach Neujahr bei Fr. Wilh. Grunow erscheinen wird.

\*\*) *Blomen ut Annmariel Schulten ehren Goren*. Greifswald, Julius Abel, 1896.

Alwine Wuthenow — so ist ihr wirklicher Name — wurde am 16. September 1820 in dem Dorfe Neuenkirchen bei Greifswald als Tochter des Pastors Balthasar geboren. In ihrem Elternhause herrschte ein reges geistiges Leben; sie entstammt einem seit Jahrhunderten in Pommern ansässigen angesehenen Geschlechte, das viele geistig hervorragende Mitglieder aufzuweisen hat. Dazu gehört unter andern die begabte und liebenswürdige Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, die, von der Greifswalder Universität zur Baccalaurea artium ernannt, im Jahre 1756 bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes und der Bibliothek unter großem Beifall eine lateinische und eine deutsche Rede hielt, einige Jahre später als junge Frau der Mittelpunkt der Greifswalder Gesellschaft war und die Bewunderung der Offiziere Friedrichs des Großen erregte. Dazu gehören ferner mehrere der bedeutendsten Greifswalder Professoren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Alwine Wuthenows ungewöhnliche geistige Begabung verriet sich früh; leider aber zeigten sich auch schon in ihren Kinderjahren die ersten zunächst unbedeutenden Spuren einer geistigen Krankheit; diese ist wohl zurückzuführen auf eine furchtbare seelische Erregung, die Alwinens Mutter kurz vor deren Geburt durchzumachen hatte. Schon mit siebzehn Jahren mußte das junge Mädchen zum erstenmal eine Heilanstalt aufsuchen und fand dort scheinbar auch Genesung. So verlobte sie sich 1842 mit dem damaligen Güzkower Bürgermeister Wuthenow, der übrigens von den Eltern der Braut über deren krankhafte Anlage aufs genaueste unterrichtet worden war. Die Ehe, der mehrere Kinder entsprossen, wäre sehr glücklich gewesen, wenn nicht schon nach einigen Jahren, teilweise infolge der Aufregungen des Revolutionsjahres, das ihrem Gatten wegen seines festen Auftretens gegen die Unruhestifter die Absetzung brachte, die geistige Erkrankung der Dichterin wieder stärker hervorgetreten wäre. Sahrelang mußte sie deshalb wieder in verschiedenen Heilanstalten zubringen, und erst 1874 war sie soweit hergestellt, daß sie dauernd in ihrer Häuslichkeit — ihr Gatte war 1849 als Assessor an das Greifswalder Kreisgericht berufen worden — leben konnte. Seit einer Reihe von Jahren ist Alwine Wuthenow, die 1882 ihren Gatten verlor, so weit gesund, daß sich die Spuren ihres frühern Zustandes fast nur noch in einigen Absonderlichkeiten zeigen. Sie verkehrt, wenn sie auch selten ihr Haus mit seinem freundlichen Gärtchen verläßt, unbefangen und heiter mit alten Freunden und ist auch für neue Bekannte, die ihr wirkliches Interesse entgegenbringen, leicht zugänglich.

Ihre dichterische Alder regte sich schon in ihren Mädchenjahren und ist noch jetzt in ihrem hohen Alter lebendig; vor die Öffentlichkeit aber wäre sie als Dichterin vielleicht überhaupt nicht getreten, wenn nicht ihr Gatte einige von ihren Liedern an Fritz Reuter, dessen Leidensgefährte aus der „Festungstid“ er war, für sein Sonntagsblatt gesandt hätte. Reuter erklärte sie für die wertvollsten Gaben, die sein Blatt überhaupt gebracht habe, und veröffent-

lichte dann, wie ich schon erwähnt habe, 1857 die erste Gedichtsammlung mit einem warmen Vorwort.

Ein zweites 1861 erschienenenes Bändchen fand weniger Beifall und steht in der That nicht auf gleicher Höhe, und die 1862 folgenden „Hochdeutschen Gedichte“ zeigen zwar große Gewandtheit, lassen aber doch die ursprüngliche dichterische Empfindung, die in den „Blomen“ so schön hervortritt, nur in geringem Grade bemerken; die Dichterin weiß das auch selbst und sagt in „Mien Mudder’spraak“ sehr treffend:

Ik kann 't nich hochdütsch seggen,  
Wat mi in 'n Bussen sitt;  
Dat is man halwes Snacken,  
Dat Best will doch nich mit.  
  
Dat blivt mi immer sitten  
Deip unner up den Grund,  
Un kümmt 't ut halv tau Höchten,  
So smölt (schmilzt) 't mi in den Mund.

In ihrer heimatlichen Mundart aber ist Alwine Buthenow zweifellos eine echte Dichterin; außer Klaus Groth übertrifft sie kein plattdeutscher Dichter an echt lyrischer Begabung. Klaus Groth ist freilich weit vielseitiger. Außer der reinen Lyrik bietet er sinnige Betrachtungen, und auch über das lyrische Gebiet hinaus leistet er Vortreffliches in balladenartigen Stoffen und in epischen Gedichten. Unzweifelhaft aber halten manche von Alwine Buthenows Gedichten den Vergleich mit den besten des „Quickborn“ aus. Die lyrischen Töne, die sie anschlägt, sind freilich nicht von allzugroßer Mannigfaltigkeit; aber auf ihrem Felde zeigt sie sich als wirkliche Meisterin, und was die Hauptsache ist, nirgends wirken ihre lyrischen Gaben in der heimischen Mundart als bloße Nachdichtungen, sondern immer haben sie etwas wirklich Eigentümliches und Ursprüngliches. Was auf den freilich noch nicht hundert Seiten der neuesten Sammlung vereinigt ist, das wird auch eine strenge Kritik ausnahmslos als der Veröffentlichung wert anerkennen müssen, und an den meisten Gedichten werden nicht nur ihre Landsleute, sondern alle Freunde echter Lyrik ihre innige Freude haben, vor allem weil sie immer aus eigener Anschauung und Empfindung heraus dichtet. Ganz besonders angenehm wirkt es außerdem, daß sie trotz ihres schweren Geschicks — viele ihrer Gedichte sind in Nervenerkrankungen entstanden — doch frei bleibt von allem ungesunden Pessimismus und heitere Töne ebenso vortrefflich anzuschlagen weiß wie tief ernste.

Ein hervorstechender Zug ihrer dichterischen Eigentümlichkeit ist zunächst ihr liebevolles Verständnis für die Art und das Wesen der sie umgebenden Tierwelt. Namentlich die Vögel sind ihre besondern Lieblinge und unter ihnen wieder vor allem solche, die sie als Landkind von Jugend auf in ihrem Thun und Treiben genau hat beobachten können: Hühner, Tauben und Enten, Truthahn und Storch, Krähe und Sperling.

Es ist bezeichnend, daß von den vier Strüzings (Sträußen), in die Marg Möller die neue Sammlung eingeteilt hat, das ganze erste, das fast ein Drittel des Buches einnimmt, der Vogelwelt gilt („Ut de Vogelwelt“). Ich erwähne daraus zunächst „De Kullehahn“ (Truthahn), worin das Wesen dieses prozigen Vogels mit seltner Anschaulichkeit geschildert ist; in Einzelzügen erinnert es an ein reizendes erst in den letzten Jahren bekannt gewordnes Geburtstagsgedicht Fritz Reuters an den damaligen Grafen Bismarck bei der Überreichung eines Truthahns aus der Provinz Posen. Sehr hübsch ist es bei unsrer Dichterin, daß die ganze Schilderung einem kleinen Mädchen in den Mund gelegt wird, das der Schwester den merkwürdigen Vogel zeigt. Insofern könnte man dieses Gedicht, wie so manches andre, auch als Kinderlied bezeichnen; aber geschrieben ist es eigentlich doch für Erwachsene. So recht aus dem Kindergemüt heraus ist auch das folgende Gedicht „Margreting un de Adebore“ empfunden, während „Hänfeling bi'n Nestbu“ uns Lebensweisheit durch Vogelmund lehrt, ebenso wie „Kukeruku“ menschliches Liebesglück unter dem Bilde der Vogeliebe schildert und in „Duwenmudder“ eine schöne Symbolik ähnlicher Art herrscht. Ein von feinsten Beobachtung zeugendes und wahrhaft wohlthuend berührendes Stück ist „De Kluck mit Ahnten“ (Enten). Am Schlusse tröstet die Dichterin die Henne, die über die unbegreifliche und in ihren Augen gefährliche Vorliebe der jungen Enten für das Wasser des Teiches betrübt ist, mit den Worten:

Lät 't man gaud sin Kragesot,  
 Tröst di man in dine Not!  
 Lät di 't nich tau Harten gahn!  
 Heft en gaudes Wart doch dahn. —  
 Und wenn di 't ok nich geföllt,  
 Dat mit Undank lohnt de Welt,  
 Nimm 't mit ehr nich tau genau;  
 Gaude Daht hett gaude Rauh.

Wie neckisch und voll echten Humors ist ferner „Ärwtenbesäuf“ („Erbsebesuch“), während „Bägel in'n Winter“ und „Kreigenled“ („Krähenlied“) uns Vogelbilder aus der kalten Jahreszeit vorführen. Im ersten Gedicht antwortet ein Vogel auf die besorgte Frage:

Berfrierst jo woll schier?  
 Du jammerst mi sihr!

mit heiterm Sinn:

O nich doch! o nich doch!  
 Dat geiht noch, dat geiht noch!  
 Ward 't Weber ok slichter,  
 Ward 't Räckchen jo dichter!  
 Gew'n prächtigen Snider,  
 De helpt mi woll wieder!

Das zweite zeichnet sich aus durch sehr hübsche Lautmalerei, wie denn überhaupt auch die formelle Seite der Gedichte ein umso höheres Lob verdient, als die Dichterin sich dabei gewiß nur von einem feinen natürlichen Gefühle hat leiten lassen.

Mannigfaltiger im Ton ist das zweite Strüzing „Allerhand Fründliches.“ Das Eingangslied „Hör mal!“ giebt dem Frühlingsahnen einen originellen Ausdruck. Innige Empfindung lebt in „Mudders Spinnrad“:

Doch weit ji woll, wat för Musi!  
 Ik hew taum schönsten funnen?  
 Dat 's Mudders Spinnrad, wenn dat snurrt  
 So in de Schummerstunnen.

Und die Schlußstrophen lauten:

Dat is en Led vun Lein un Glück,  
 Vun Segen un vun Freden,  
 En'n ward dorbi so still tau Maud,  
 En'n is 't, as mügg man beden.  
 En'n drömt dorbi en Wiehnachtsdrom  
 Un hölt dat Og doch apen.  
 Ich mügg woll tau mien letzte Rauh  
 Bi de Musi inslappen.

Ähnlich wirkt das liebenswürdige Gedicht „Dat 's recht Mieskätting, sett di dal!“, das andererseits auch mit den Liedern „Ut de Vagelwelt“ Berührungspunkte hat. Und wieder welcher frische Lebensmut durchweht das Lied „De Schippsjung,“ dessen Stoff der Küstenbewohnerin ja so nahe lag! Ich greife eine Strophe heraus:

De Sünn gläuhn det Morgens  
 De Baden so rod,  
 Stigt 'r leinlich un schämlich (schamhaft)  
 De See ut 'n Schoot;  
 Un dantz se so lustig  
 Ut 't Water hervor,  
 Springt in mi mien Hart  
 As en utlaten Gör,  
 Denn swenk ik mien Müg:  
 „Gut Morgen Fru Sünn!“  
 Is 't nich en Vergnügen,  
 En Schippsjung tau sin?

Ein Ton tiefer Trauer herrscht dagegen in „De arme Burdiern.“ Auch dies Gedicht ist aus echter Empfindung heraus entstanden; aber der Grund zur Verzweiflung des Mädchens könnte wohl noch etwas deutlicher hervortreten, wie dies z. B. bei Klaus Groth in dem verwandten „Hartleed“ („Herzeleid“) der Fall ist. Eignes tiefstes Empfinden spricht aus dem innigen „Still! Keiner darw dat weiten!“ mit der Schlußstrophe:

Un du, mien hartleiwst Ros',  
 Deit sik dien Hart nich rögen?  
 Willst du de süte Lipp'  
 Nich tau mien Lippen bögen?  
 Wenn M'nns in Leiw genütt,  
 Willst du denn nich geneiten?  
 Kumm, kumm! Doch kief', ganz kief'!  
 Still! Keiner darw dat weiten!

Das kurze Schlußgedicht dieser Abteilung endlich „Dat Kind sien Nachtgebed“ kann in seiner Einfachheit geradezu als vollendet bezeichnet werden; so empfindet ein Kind!

Das dritte Strüzing „Ut swore Stunnen“ gewährt uns einen tiefen Einblick in das ergreifende Geschick der Dichterin, und doch ist das allzu Persönliche soweit abgestreift, daß jede Beeinträchtigung des rein künstlerischen Genusses vermieden wird. Das Eingangsglied „Äwer Nacht,“ das erst vor wenigen Jahren entstanden ist, wage ich, ohne Widerspruch zu fürchten, eine lyrische Perle zu nennen; am liebsten setzte ich es ganz hierher, doch muß ich mich mit einer Strophe begnügen:

Nu stah ik un ween,  
 Un öfters ik meen,  
 Wenn 't Winter doch blewen man wir!  
 Wedder utfleiht son Boom,  
 Doch Leiw is een Bloom,  
 As de ieste bläugt keine nich miehr.

Das nächste Gedicht „Ik sacht hüt in 'ne Mähl“ (Mühle) zeigt uns das Leid der Dichterin in einem ergreifenden Bilde, und ähnlich enthält „Sn'n Schummern“ einen düstern Rückblick auf ihr Leben, wenn auch mit etwas lichtern Schlusse. Noch mehr in die Tiefen ihres Kummers führt uns „Ik möt furt!“, ein ergreifender Schrei um Erlösung aus der Heilanstalt, die übrigens mit schöner Zurückhaltung nirgends deutlich bezeichnet wird.

Bün inspunn't, bliv inspunn't en ewigen Dag,  
 In 't nämliche Burken (Bauer) up 't nämliche Flag (Fleck),  
 Un de nämliche Weihdag (Weh), de oll swarte Krei (Krähe),  
 Kumm't alldag un frett mi dat Hart so entwei.

In dem innigen „Wedder tu Hus!“ sehen wir ihren Herzenswunsch erfüllt. „'s Nachts“ kann wohl als ein Seitenstück zu Gretchens Lied am Spinnrad aus dem „Faust“ bezeichnet werden, ohne doch irgend wie eine schwächliche Nachahmung zu wirken. Wiederum eine schöne Symbolik herrscht in „En Mann sitt in Gedanken.“ Daß der Dichterin auch tief religiöses Empfinden eigen ist, zeigen namentlich die Gedichte „Lewen, Lewen, Lewen“ und das noch schönere „Bes' still!“

Das vierte Strüzing endlich „Sohrstiden“ steht als ganzes wohl am höchsten. Hier werden ähnlich wie in „Äwer Nacht“ Töne angeschlagen,

deren sich unsre größten Lyriker nicht zu schämen brauchten. Das erste Lied „Mainacht“ beginnt:

Dat is 'ne Nacht so weel un warm,  
 As hel leiw Mudder en in Arm,  
 Dat weigt (weht) en an so sacht un lind,  
 As säd sei „Slap, mien leiwes Kind!“  
 Ne, so 'ne Nacht, so säut, so still,  
 Ne, so 'ne Nacht verslap, wer will!  
 Mi' is s' taum Slapen vel tau schad,  
 Mi' is 't en Kraug vull leiw un Gnab . . .

Dann folgt „Sommerabend“ mit dem feierlichen Schluß:

Sunst Swigen — nix as Swigen —  
 So heilig, wunnerbor! —  
 Un aver em de Heben  
 So ruhig, deep un flor!

Das „Harwtied,“ das gleich „Äwer Nacht“ erst aus den letzten Jahren stammt, geht aus von dem Wanderfluge der Vögel nach Süden, um daran den Trost zu schließen:

Un dörch uns Hart, oh, so bekannt  
 Lüht uk en Ton, en lisen,  
 De in en firnes, schönes Land  
 Uns tru den Weg will wisen!  
 So vel sünd all vöran uns gahn!  
 Un wi, de noch an 't Äwer (Äfer) stahn,  
 Sülkn uk de Flüchten (Flügel) reden:  
 Wi trecken uk, wi trecken!

„Advent“ endlich spricht uns, gleichfalls aus tief religiösem Empfinden heraus, von der Hoffnung auf die nahe Weihnacht.

So klingt das Buch tröstlich und verheißungsvoll aus, und ein andrer Abschluß würde auch in keiner Weise dem Wesen der Dichterin entsprechen, die jetzt, wo sie sich von allem wirklich Schweren ihrer Krankheit frei fühlt, mit ruhiger Heiterkeit ihr stilles, von der Liebe ihrer Kinder, namentlich einer bei ihr lebenden Tochter, und eines treuen Freundeskreises umhegtes Leben führt und sich in ihr Greisenalter einen goldnen Humor gerettet hat, um die sie viele Jüngere und viele, die das Leben sanfter gebettet hat, beneiden könnten. Aller Stolz auf ihre dichterischen Leistungen liegt ihr ganz fern, und doch hat sie sich damit selbst ein Denkmal geschaffen, das noch lange die Erinnerung an sie lebendig erhalten wird; ihre Gedichte gehören zu den schönsten Perlen der plattdeutschen Litteratur.

Edmund Lange

